

Albert Debrunner

8. 2. 1884–2. 2. 1958

Mit Albert Debrunner hat die Indogermanische Sprachwissenschaft einen Forscher von hohem Rang verloren, dessen Tatkraft und Fleiß, Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt bewunderungswürdige Werke geschaffen haben, die zum bleibenden Besitz unserer Wissenschaft gehören.

Debrunner ist am 8. Februar 1884 in Basel geboren; er absolvierte das Gymnasium und studierte von 1902 bis 1907 in seiner Vaterstadt und in Göttingen Vergleichende Sprachwissenschaft und Klassische Philologie. Als seine Lehrer hat er vor allem Ferdinand Sommer, dessen erster Doktorand er wurde, Jacob Wackernagel und Alfred Körte dankbar verehrt. Nach seiner Promotion am 12. 2. 1907 in Basel widmete er sich zunächst dem Schuldienst, habilitierte sich aber dann auf Veranlassung von Eduard Schwyzer 1917 in Zürich. Schon ein Jahr später wurde er als außerordentlicher Professor nach Greifswald berufen; er blieb dort nur zwei Jahre: 1920 nahm er den Ruf als Ordinarius für Indogermanische Sprachwissenschaft und Klassische Philologie an die Universität Bern an. 1925 vertauschte er dann diese Professur mit der für Vergleichende Sprachforschung und Sanskrit in Jena. Vielleicht wäre er wie mancher seiner Landsleute für immer in Deutschland geblieben, wenn ihn nicht sein aufrechtes

Wesen, das nicht schweigen konnte, wo es Unrecht sah, in Konflikte mit dem nationalsozialistischen Regime gebracht hätte; er benutzte daher 1935 eine sich bietende Gelegenheit, um nach Bern zurückzukehren – diesmal für immer.

Schon die Dissertation, die ein wichtiges Kapitel der griechischen Wortbildung behandelt („Zu den konsonantischen  $\iota\omicron$ -Präsentien“, *Indogermanische Forschungen* 21, 13–98; 201–276), und die unmittelbar daran anschließenden Untersuchungen zeigen die Eigenschaften, die für Debrunners Arbeiten stets charakteristisch sind: die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit des dargebotenen Materials, das wo es nut tut aus den Texten selbst gesammelt ist, immer aber an den Texten kontrolliert wird, die liebevolle Versenkung in die Einzelheiten und die Scheu vor Verallgemeinerungen, wo sie sich nicht zwingend aus dem Material ergeben, sowie die volle Beherrschung des sprachwissenschaftlichen und philologischen Rüstzeugs. In der Methodik der Wortbildungslehre macht dieser Erstling dadurch Epoche, daß er die analogische Ausbreitung der einzelnen Bildungsmittel genau verfolgt, die nicht regellos nach allen Seiten weiterwuchern, sondern oft von wenigen Mustern aus Bedeutungsverwandte und Bedeutungsgegensätze nach sich ziehen. Die Befolgung dieses methodischen Prinzips ist dann auch mit ein Hauptvorteil der Gesamtdarstellung der griechischen Wortbildungslehre (Heidelberg 1917 = Sprachwissenschaftliche Gymnasialbibliothek VIII). Auch heute noch, nachdem wir längst größere und anspruchsvollere Darstellungen des Gegenstands bekommen haben, ist dieses Buch lesenswert und nützlich; der Fähigkeit des Verfassers, auch für Anfänger lesbar und faßlich zu schreiben, stellt es das glänzendste Zeugnis aus.

$\Delta\text{A}\text{I}\text{M}\text{O}\text{N}$  und  $\text{A}\text{N}\text{A}\text{F}\text{K}\text{H}$  („aller Wille ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten“) haben es mit sich gebracht, daß dies das einzige Buch ist, das den Namen Albert Debrunner allein auf dem Titelblatt trägt. Auf die Empfehlung Jacob Wackernagels hin wurde dem jungen Gelehrten die Neubearbeitung von Friedrich Blass' Grammatik des neutestamentlichen Griechisch, die schon zwei Auflagen erlebt hatte, übertragen. Da in dem Werk „die Philologie und Theologie genügend zu Worte gekommen war“, erschien es angemessen, daß es endlich auch sprach-

geschichtlich auf die Höhe gebracht wurde. Debrunner hat sich der neuen Aufgabe mit Feuereifer angenommen. Konnte der Aufbau des Ganzen beibehalten, durfte der Umfang kaum vermehrt werden, so ist im einzelnen nichts unverändert geblieben. Dabei hat sich Debrunner nicht damit begnügt, die von Blass nicht berücksichtigte Literatur einzuarbeiten, sondern zahllose Einzeluntersuchungen dafür angestellt, um das Buch so vollkommen wie möglich herauszubringen. Seitdem es zuerst im Jahre 1913 als Blass-Debrunner erschienen ist, hat es Debrunner immer wieder verbessert und erneuert bis zur letzten Auflage von 1954 – eine geradezu unerschöpfliche Schatzkammer des hellenistischen Griechisch. Seitdem ist Debrunner die allgemein anerkannte Autorität für das nachklassische Griechisch. Er liefert für Bursians Jahresberichte die kritische Übersicht über die Literatur dieser Sprachepoche für die Jahre 1907–1929 und 1930–1935 (Jahresbericht für Altertumswissenschaft 236, 115–226; 240, 1–25; 261, 140–208) und übernimmt die sprachwissenschaftliche Überprüfung der Beiträge zu Kittels Theologischem Wörterbuch zum Neuen Testament (seit 1932): hier rühmt die Redaktion besonders die Promptheit und Exaktheit seiner Auskünfte.

Aber kein echter Sprachforscher ist nur Spezialist; so befassen sich verschiedene wichtige Aufsätze mit der Sprache Homers, den griechischen Dialekten und dem Neugriechischen. Hier sei auch rühmend seiner Gesamtdarstellung „Griechische Sprache“ in Eberts Reallexikon IV, 1926, 508–528 und der Neubearbeitung und Weiterführung von Otto Hoffmanns „Geschichte der griechischen Sprache“ in der Sammlung Göschen (Nr. 111 und 114. Berlin 1953f.) gedacht.

Eine zweite, weit umfassendere und bedeutendere Aufgabe wurde Debrunner 1921 wiederum von Jacob Wackernagel, „dem Freund und einstigen Lehrer“ gestellt, nämlich ihm bei der Vollendung seiner Altindischen Grammatik zu helfen. Es ist Debrunners Energie und Fleiß zu danken, daß 1929/1930 der dritte Band (Nominalflexion – Zahlwort – Pronomen) und 1954, 16 Jahre nach Wackernagels Tod, Band II 2 (die Nominalsuffixe) erscheinen konnten; besonders die Gestaltung des Riesensandes II 2 mit seinen fast 1000 Seiten ist ein *meritum aere perennius*. Den genauen Anteil der beiden Verfasser an diesem Standard-

werk abzugrenzen ist nicht möglich – ebensowenig wie bei dem letzten großen Werk, das Debrunner zu Ende geführt und herausgegeben hat, beim Syntaxband von Schwyzers Griechischer Grammatik (München 1950). Aber bei seiner Bescheidenheit und seiner großen Verehrung für die Forscher, deren Werk er betreute, ist anzunehmen, daß auch von ihm gilt, was er dem ihm geistesverwandten Schwyzer nachrühmte (Museum Helveticum 1, 1944, 1–12), daß er auch in den Bearbeitungen „so viel als möglich Eigenes gegeben hat, so daß sie doch selbständige Gestaltungen geworden sind . . . er hatte die Fähigkeit zum gewissenhaften, ja oft asketischen Aufräumen großer Gesamtgebiete und zum bescheidenen Verzicht auf den Anspruch, immer und überall original zu sein“. Der Wissenschaft wird durch solch entsagungsvolle Arbeit ein weit größerer Dienst geleistet als durch manche geistreiche Theorie, die im Augenblick vielleicht ihrem Urheber Ruhm einbringt, aber bald vergessen ist. Die Tat ist alles, nichts der Ruhm.

In diesem Zusammenhang darf nicht unerwähnt bleiben, daß Debrunner dreizehn Jahre hindurch die Hauptlast der Herausgebergeschäfte der Zeitschrift Indogermanische Forschungen (zusammen mit Ferdinand Sommer: Bd. 44–56) und des Indogermanischen Jahrbuchs (zusammen mit Walter Porzig: Bd. 11–23) getragen hat. Vor allem für die Indogermanischen Forschungen, aber auch für die Deutsche Literaturzeitung und die Theologische Literaturzeitung hat er in kaum übersehbarer Fülle mit scharfem kritischem Blick, aber auch mit gerechtigkeitsbefissenem Wohlwollen die verschiedensten Werke aus dem Gesamtgebiet der Sprachwissenschaft besprochen, auch aus Gebieten, die seinem eigenen Arbeitskreis ferner lagen, auch hier stets wohlunterrichtet und imstande, Förderliches beizutragen.

Was Jacob Grimm von sich selbst sagt, hätte auch Debrunner von sich sagen können: „Allgemein-logischen Begriffen bin ich in der Grammatik feind, sie hemmen die Beobachtung, welche ich als die Seele der Sprachforschung betrachte“. Diese Beobachtung macht nicht Halt vor der eigenen Sprache, der der Familie und der gegenwärtigen Sprachgemeinschaft. Wie er in der Festgabe für Kaegi (1919) lehrreiche Beobachtungen über die Sprache seiner Kinder mitgeteilt hat, so hat er wiederholt zu

Sprachsitten und -unsitten im Deutsch der Zeit das Wort ergriffen und diesen Beobachtungen sind auch die Beiträge zu allgemeinen Fragen der Sprachwissenschaft erwachsen, wie die Rektoratsrede „Aktuelle Sprachwissenschaft“ (1952) und vor allem die Aufsätze „Das Gefühl für grammatische Gesetze“ und „Lautgesetz und Analogie“ (Indogermanische Forschungen 50, 1932, 177–203; 51, 1933, 269–291). Sie sind bei weitem nicht so bekannt geworden, wie sie es verdienen; die Folgerungen daraus bleiben noch zu ziehen.

Vgl. das Schriftenverzeichnis in „Sprachgeschichte und Wortbedeutung“. Festschrift Albert Debrunner gewidmet 1954, 446–473.

Wilhelm Wissmann